

Liebe Freundinnen und Freunde von Mona Obländer, liebe Trauergemeinde, den Rückblick auf ihre Lebensgeschichte und Persönlichkeit würde ich gerne von der Mitte des Lebens her entfalten.

Sie hat oft und berührend von einer extrem arbeitsintensiven Phase im mittleren Lebensalter erzählt. Sie hatte damals eine große eigene Zahnarztpraxis in Milbertshofen: 13 Angestellte, ein modernes eigenes Labor und – das ist ungewöhnlich für eine Zahnarztpraxis - ein Übernachtungszimmer.

Das Übernachtungszimmer stand Patienten von Außerhalb zur Verfügung. Dass es Menschen gab, die einen lang Weg auf sich genommen haben, weil sie ihre Zähne bei Frau Dr. Obländer in besten Händen wussten, das spricht für ihre hohe fachliche Kompetenz. Aber sie erzählt auch, dass sie dieses Übernachtungszimmer oft für sich selber genutzt hat. Sie hat nämlich oft bis spät in die Nacht gearbeitet und dann ist gleich in der Praxis geblieben. Das zeugt von ihrem enormen Arbeitseifer in dieser Zeit.

Wir kennen Mona als eine selbstbewusste Dame von Welt mit einer bodenständig-wichtigen Münchner Note. Die Gefahr, dass sie übersehen oder unterschätzt wird, die war gering. Aber das ist wohl nicht immer so gewesen. Über ihren Start mit der eigenen Praxis da hat sie folgendes berichtet: „Mein Vater war Arzt und er hatte eine Praxis im gleichen Haus, wo dann später auch ich meine hatte. Meine Mutter war seine Sprechstundenhilfe. Mein Vater war für alle „der Herr Doktor“, meine Mutter war „die Frau Doktor“, als Sprechstundenhilfe ohne Medizinstudium. Und ich? Ich war „das Fräulein Obländer“

Als bereits promovierte Fachärztin musste sie in den späten 70-er-Jahren angesichts der damaligen Rollenbilder erstmal um ein eigenes Standing kämpfen. Das hat sie gemacht. Mit der ihr eigenen Wucht und Unverfügbarkeit – und das

hat sie zu einer starken Persönlichkeit reifen lassen. Ich glaube, gerade weil ihr auch in einer materiell privilegierten Familie eben keineswegs alles in den Schoß gefallen ist.

Über Ihre Arbeit sagt sie: „Ich habe natürlich manchmal auch einen Fehler gemacht. Aber, wenn ich das gemerkt habe, habe ich es immer auf eigene Kosten behoben.“ Dieses Resümee hat sie ungefähr drei Wochen vor ihrem Tod nochmal ausdrücklich gezogen. Das scheint mir jetzt erwähnenswert, weil es uns in Erinnerung ruft, dass sie nicht nur wahnsinnig gerne gelebt hat, die Möglichkeiten des Lebens auskosten und genossen hat, nein, sie war auch ein sehr verantwortungsvoller Mensch. Ihre Arbeit redlich und gut zu tun, das war ihr ein selbstverständlicher Anspruch. Nicht auf Kosten anderer zu leben, niemanden etwas schuldig zu bleiben: Das war ihr sehr wichtig.

„Alle Zahnärzte machen Fehler“ – hat sie mir gesagt und dann nachgeschoben: „Dass andere an der Behebung der eigenen Fehler nochmal was verdienen, das habe ich aber nie verstanden.“ Ihr eigenes Selbstbewusstsein ging nie auf Kosten anderer. Sie hat es sich gerne gut gehen lassen. Aber das war ehrlich verdient. Ein bornierter Egoismus, der immer nach dem eigenen Vorteil schielt war ihr fremd, auch zu einer elitären Abgehobenheit hatte sie keine Neigung. Andere Menschen herablassen zu behandeln war so überhaupt nicht ihre Art.

Was auch nicht ihre Art war, das waren die Kompromisse. In ihren Beruf war sie kompromisslos engagiert. Und das war enorm kräftezehrend.: Sie konnte dann auch irgendwann nicht mehr. Zitat: „Heute würde man das Burnout nennen“. Aber in dieser Situation Stunden reduzieren, Verantwortung abgeben, sich zurücknehmen? Das war nicht ihr Ding. Entweder „voller Einsatz“ oder „ganz raus“.

Sie hat sich für „ganz raus“ entschieden.

Die Praxis abzugeben hat in einen langen Ruhestand gemündet, wobei das Wort „Ruhestand“ zu ihrem Naturell nicht wirklich passt. „Das Leben war gut zu mir“: Dieses Resümee hat sie selber gezogen und sie hatte dabei die vor allem auch die vielen schönen Jahren jenseits der Berufstätigkeit im Blick.

Was hat ihr gutgetan? Ich zitiere aus den Erinnerungen von Simon Mader: „Sie war sportlich, und auch neugierig, neues auszuprobieren. Sie versuchte sich zum Beispiel im Standup Paddeling, und sie war viel in den Bergen, Sie ging gerne wandern, hatte eine große Begeisterung für die Natur.“

Und dann schreibst Du weiter über Ihre Wesenszüge: „Sie war eine Person, mit der man immer lachen konnte; sie sprach die Dinge direkt an, nahm kein Blatt vor den Mund und hatte immer einen passenden Spruch parat, egal ob zum Lachen, zum Aufmuntern, zum Auflockern der Stimmung o.ä.. Sie lachte von Herzen gern und genoss die Gesellschaft der Leute, die sie schätzte. Sie liebte das Wohnen. Man konnte das an Ihrer Einrichtung, an der Farbgestaltung der Wohnung und an den Möbeln sehen.“

Wie hat sie sich selber gesehen? Sie hat sich immer wieder mit einem Wort beschrieben, das bei der Trauerfeier für eine verdiente Zahnärztin ein bisschen seltsam rüberkommt. Aber sie hat dieses Wort mit so viel Nachdruck immer wieder verwendet, dass ich jetzt einfach nicht verschweigen will.

„Irre!“ Sie hat sich selbst als „irre“ beschrieben, manchmal auch als „total irre“. Damit meinte sie, dass sie nicht das gemacht hat, was andere gewollt und erwartet haben. „Was man so tut“, hat sie nicht getan – oder nur dann, wenn sie es aus Überzeugung und freiem Willen selber so wollte.

Ihr Irre-Sein hat sie mit an einem charmanten Beispiel illustriert. Sie hatten in den frühen 80-er-Jahren einen „Abarth 595“. Das ist ein „Fiat 500“, der mit einem megastarken Motor aufgebrezelt wurde. 140 PS für einen Kleinstwagen von 3,66

Meter Länge. Das ist für sich betrachtet schon ein bisschen irre. Aber Mona hat dann noch einen draufgesetzt: In dieses studentische Kleinstfahrzeug ließ sie sich ein Autotelefon installieren. Zitat Mona: „Damals, in den 80-ern, da hatten noch kein Mensch ein Autotelefon! Die Dinger hatten noch einen richtigen Hörer und so ein geringeltes Kabel“ erinnert sie sich schmunzelnd und ergänzt: „Das Autotelefon hat zu dieser Zeit mehr als doppelt so viel gekostet, wie das Auto selber“.

„Das Leben war gut zu mir“: Wenn sie das im Rückblick sagt, dann auch deshalb, weil sie es sich herausgenommen hat, sie selber zu sein. Ein Unikat, in einer erfrischenden Weise unangepasst!

Dabei war sie keineswegs eine Einzelgängerin. Mir wurde von vielen, teilweise sehr langwährenden Freundschaften berichtet: Da war die Nana aus Bad Tölz, mit der Sie seit über 50 Jahren befreundet war, die Sabine aus dem Erzgebirge, die Gitti, wie sie ein Münchner Nordlicht und dadurch dann auch eine willkommene Besucherin in der letzten Zeit im Augustinum.

Und da sind zu erwähnen: Die drei Musketiere und ein Hausarzt. Stefan Reithmayer, Christian Volpert und Simon Mader, die sich um alles Finanzielle, Rechtliche, Steuerliche und Immobilische gekümmert haben, sowie Ihr Hausarzt, Dr. Christopher Przybylski. Zu diesen vier Männern hatte sie ein inniges Vertrauens-verhältnis, das weit über die jeweiligen Fachbetreuung hinausging.

Ich selber durfte sie über die Hirtl-Stiftung kennenlernen. Sie hat uns vor einigen Jahren mit einer großzügigen Zustiftung sehr unterstützt. Sie war viele Jahre im Stiftungsrat aktiv. Unsere beiden Stiftungsanliegen – die Unterstützung von hilfsbedürftigen Senioren und die Förderung von Münchner Museen – waren ihr in gleicher Weise Herzensanliegen.

Herr Dr. Kammel, Generaldirektor des Bayerischen National-museums, ist heute hier. Sie kennen sie unter anderem von den Treffen des Freundeskreises. Dass ihr dabei einen privilegierten Parkplatz zur Verfügung gestellt haben, hat ihr Freude bereitet.

Das Foto, das auf dem Altar steht, ist bei einer Führung durch das Magazin des Deutschen Museums entstanden. Auch an den Förderprojekten dort hat sie rege Anteil genommen. Dr. Pfeifer, Stiftungsratsvorsitzender der Hirtl-Stiftung, hat da einen wunderbaren Moment eingefangen und das ist gerade erst ein Jahr her. Bei Fotos, die von ihr gemacht wurden, war sie sehr kritisch. Aber ich glaube, mit diesem Bild wäre sie einverstanden.

Über ihrer Traueranzeige steht das Motto, das uns diesen Abschied, heute, erschließen soll; „Das Leben hat es gut mit mir gemeint“ lautet ihr eigenes Schlusswort.

Mich erinnert das an eine biblische Wahrheit, die gleich auf den ersten der Bibel finde. Da wird die Schöpfung der Welt beschreiben, symbolisch verdichtet auf sechs Tage. Und am siebten Tag zieht Gott dann Bilanz: „Und, siehe, es ist sehr gut.“

Gott ist mit seiner Schöpfung im Reinen. Religiöse Überzeugungen hat Mona eher mit einer gewissen Vorsicht betrachtet. Aber ich glaube, an dieser Stelle gibt es eine Schnittmenge.

Gott sagt über seine Schöpfung: „Siehe, es ist sehr gut“ und freut sich über das, was da entstanden ist. Mona das ihr gegebene Leben gerne gelebt. Sie war dankbar für alles Gute und Schöne und sie hat vor den Herausforderungen nicht gekniffen.

Das war gut so. Ein gelebtes Leben. Sie wollte, dass es am Ende in einer Kirche bedacht und gefeiert wird. Aber mit Cremant! Amen.

Zara Leander: „Davon geht die Welt nicht unter“

Wenn jetzt ausführlich aus ihrer Patientenakte zitiert würde, dann würde ihr das sicher nicht gefallen. Deshalb nur ganz kurz ein paar Informationen zum letzten Lebensabschnitt: Seit Juni 2025 hatte sie mit dem Krebs zu kämpfen. Zwischenzeitlich gab es mal Hoffnung. Aber dann wurde im April diesen Jahres ein Rückfall festgestellt. Und sie hat sich dann sehr klar gegen eine weitere Chemotherapie entschieden. Sie wollte nicht leiden. Sie wollte keine lange quälende Phase der Pflegebedürftigkeit. Sie hat sehr bewusst mit dem Leben abgeschlossen. Tapfer, stoisch, mit einem bleibenden Gefühl für ihre Würde – und dann aber auch immer wieder mit Tränen in den Augen. Diese Tränen waren aber dann nicht Ausdruck von Angst oder Hilfsbedürftigkeit. Es waren Tränen der Rührung, weil es so viele Menschen gab, die ihr zugetan waren. Das hat ihr gut getan. Und ich glaube auch Tränen der Dankbarkeit: „Das Leben war gut zu mir“